

Die Neue Welt

Nr. 8

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Siebig.

(Fortsetzung.)

Doktor Allenstein stand am Fenster, die Hände auf den Rücken gelegt, und guckte auf die Straße. Ein heimliches Lächeln verzog ihm die Mundwinkel, er suchte es zu unterdrücken; seine Frau sprach immer so viel von der Pietät gegen den Onkel, den einzigen Bruder ihres verstorbenen Vaters, daß er ihre Gefühle nicht verletzen wollte.

Er strich sich den glänzenden Bart und gähnte verstohlen — Himmel, wie langweilig! Diese Konferenzen waren ihm ein Grauel. Er entsann sich noch recht gut der Zeit, in der er um seine Frau angehalten und zitternd, wie ein armer Sünder vor Gericht, vor Onkel Hermann's scharfen Augen gestanden hatte. Die sahen ihn unter den buschigen Brauen an, als wollten sie ihn durch und durch sehen. Susanne war damals noch in Trauer um die Eltern. Schwarz stand ihr gut. Sie sprachen Beide sehr viel von ihrer Liebe in des Onkels Junggesellenstube mit dem glatten Ledersopha und den vielen Pfeifen an den sonst kahlen Wänden. Draußen im Landgarten sangen die Nachtigallen, und blühende Fliederzweige schlugen an die altmodisch und kleinen Scheiben. Onkel Hermann hatte sich geschneuzt — Susanne war sein Liebling — und dann den jungen Mann mit einem Schauer von Ermahnungen übergoßen.

Huh! Dem Doktor schlugen noch in der Erinnerung die Zähne zusammen; er fühlte Mitleid mit Schwager Richard in sich aufsteigen.

Zu guter Letzt bezahlte Onkel Hermann einige Schulden aus der Studentenzzeit und — das Brautpaar war fertig.

Allenstein schaute sich nach seiner Frau um. Sie stand am Tisch und fingerte nervös an der Decke herum. Sie sah doch lange nicht mehr so gut aus! Die zehn Jahre hatten sie etwas mitgenommen; die Figur war mager, das Gesicht spitz.

„Sie muß in's Bad“, dachte Doktor Allenstein und drehte sich wieder dem Fenster zu. Unten rasselte jetzt eine Droschke vor. „Sie kommen!“

Susanne schreckte zusammen; mit beiden Händen fuhr sie nach dem Herzen, es hämmerte und pochte. Die Nerven, o die Nerven! Rasch griff sie in die Tasche und brachte ein Fläschchen zum Vorschein; in wenig Augenblicken roch die ganze Stube nach ätherischen Baldriantropfen. Nun stand sie mit zuckenden Mundwinkeln, eine forciert verbindliche Wiene aufgezwängt, mitten im Zimmer und erwartete die Fremden.

Allenstein war ihnen entgegen gegangen. Draußen im Korridor verbeugte man sich.

„Landgerichtsrath Langen!“

„Allenstein!“

„Meine Frau!“

„Sehr angenehm, gnädige Frau, sehr angenehm!“ Der Doktor schlug die Haden zusammen und verbeugte sich tief vor der stattlichen Schönheit; er hatte ein faibles für vollbusige, breithüftige Gestalten. Dann schüttelte er dem Anderen freundschaftlich die Hand:

„Sehr erfreut, Herr Landgerichtsrath! Bitte, treten Sie näher!“

Nun stand man sich im Salon gegenüber, beide Parteien beobachteten einige Reserve. Kühl, mit großstädtischer Gelassenheit, begrüßte Frau Susanne die Fremden. Onkel Hermann brummte etwas Unverständliches, und Tante Hannchen neigte nur stumm die grauen, zitrigen Wäcker. Man tauschte einige gleichgültige Nebensarten, vom Wetter, über Berlin, fragte nach der gegenseitigen Gesundheit; dann verstummte man.

Langen war in einiger Verlegenheit, die Stille drückte; Aller Augen richteten sich auf ihn, er würde wohl anfangen müssen. Sein Blick suchte Amalie, die war versunken in kritisches Mustern der Einrichtung.

Er rutschte auf dem Fauteuil hin und her und ließ den Blick über den Tisch mit den Prachtwerken und Albums irren — Lena's unglückliche Augen tauchten vor ihm auf, er hörte sie weinen — der Schweiß brach ihm aus.

„Nanu,“ sagte Onkel Hermann plötzlich und streckte die Beine mit einem Ruck von sich, daß der Stuhl knackte — er sah nie auf Polstermöbeln, ein einfacher Rohrstuhl mußte es sein — „Herr Landgerichtsrath, ich, als Haupt der Familie, heiße Sie bei uns willkommen! Und die Frau Gemahlin auch!“

Er machte einen ungeschickten Kopfnicker nach dem Sopha hin, wo Amalie neben Tante Hannchen thronte.

„Sie müssen mir's nicht übel nehmen, aber ich muß Ihnen gestehen, ich hätte Sie lieber bei einer anderen Gelegenheit kennen gelernt!“

Frau Allenstein blickte unsicher, sie legte ihre kalten Finger auf die Hand des Alten:

„Onkel!“

„I, laß nur, ein Mann, ein Wort! Wissen Sie, Herr Landgerichtsrath, ich will Ihnen gleich sagen, mein Neffe ist ein ganz windiger Patron. Talente mag er haben, davon verstehe ich Stoppelhopper nichts, aber er ist ein dummer Junge. Er hat nichts und sie hat nichts, das muß sich doch Einer überlegen, ehe er an's Heirathen denkt. Ich habe recht, nicht wahr?“

Es klang wie eine Frage und war doch schon eine Gewißheit. Er sah sein Gegenüber triumphierend an.

In Langen's Gesicht stieg langsam eine Röthe, er fühlte sich verletzt durch die Art dieses Mannes. Seine Schwester war doch kein Mädchen, von dem man so wegwerfend per „sie“ redete! Und wenn sie auch kein Geld hatte, so hatte sie doch manches Andere.

„Gestatten Sie,“ sagte er ziemlich scharf, „mögen Sie über Ihren Herrn Neffen denken, wie Sie wollen, jedenfalls möchte ich betonen, daß meine Schwester Magdalene ein Mädchen ist, das Ansprüche machen kann.“

Susanne biß sich auf die Lippen.

„Ansprüche?“ wiederholte sie. „Ansprüche kann ein junger Mann erst recht machen. Mein Bruder ist ungemein begabt und so beliebt! Er könnte nur wählen unter den schönsten und reichsten Mädchen.“

Langen verneigte sich.

„So mag er wählen! Ich habe durchaus den Wunsch, diese übereilte Verlobung meiner Schwester rückgängig zu machen.“

„Ah!“

Von Susannens Herz fiel ein Stein, und doch ärgerte sie sich, daß man ihren Bruder so leicht aufgab. Ebenso ging es Onkel Hermann, er ärgerte sich auch; von ihm sollte die Auflösung der Verlobung ausgehen, kein Anderer sollte ihm zuvor kommen. Er fühlte sich beleidigt.

„Donnerwetter,“ sagte er und legte die Hand derb auf den Tisch. „Sie sind ja gewaltig hochgeschwiffen!“

Tante Hannchen in der Sophaecke fuhr zusammen und richtete nach der Reihe einen ängstlich bittenden Blick auf die Tafelrunde.

„Verzeihen Sie,“ flüsterte sie der großen Dame neben sich zu, „wir sind vom Lande!“ Das schwarze Seidenkleid der Gerichtsräthin imponirte ihr gewaltig. „Er ist zu Hause immer der Erste, da hat er sich das so angewöhnt.“

„O,“ muschelte Frau Langen zwischen den Zähnen, „beruhigen Sie sich nicht! Es ist Christenpflicht, Geduld mit den Schwächen der Nächsten zu haben; man hat ja selbst seine Fehler.“

Ah — Tante Hannchen rückte erfreut näher — wirklich eine nette Frau! Und geistige Interessen schien sie zu haben. Endlich einmal Jemand, mit dem sich reden ließ! Beim Bruder ging Alles unter in Roggen und Kartoffeln und — wie er sagte — im Mistfahren; hier, bei Allenstein's, Alles in eitler Weltlust. Und sie unterhielt sich so gern über etwas Höheres! „Haben Sie schon Stöcker gehört?“ hauchte sie. „Sie müssen über Sonntag hier bleiben. Ich habe ihn gehört — unvergeßlich, sage ich Ihnen!“ Amalie nickte; sie vertieften sich in ein halbblaues interessirtes Gespräch.

„Ganne, sei 'mal still!“

Onkel Hermann war sehr ärgerlich; eine Viertelstunde redeten sie nun schon herum und herum, sie waren eigentlich Beide ganz derselben Meinung, aber — der Langen ließ sich eben gar nicht einschüchtern.

„Bitte also, wollen Sie vielleicht Ihren Neffen hereinrufen?“ sagte der Landgerichtsrath, „gestern habe ich dem jungen Herrn meine Ansichten bereits kund gethan, aber ich möchte sie ihm noch einmal wiederholen, hier im Schooße seiner Familie.“

„Sogleich!“ mischte sich Frau Allenstein ein. In nervöser Unruhe hatte sie dem Hin und Her der Männer gelauscht, ein plötzliches Bangen um den Bruder bemächtigte sich ihrer. Wie einen dummen Jungen würden die Weiden ihn behandeln; das durfte nicht sein; die Gereiztheit mußte abgeschwächt werden. „Einen Augenblick!“ Sie winkte ihrem Manne und flüsterete ihm etwas in's Ohr. Allenstein, dem man die Erleichterung ansah, sich erheben zu können, verschwand sofort. Nach wenig Augenblicken kam er wieder, den Diener hinter sich.

Amalie machte die Augen weit auf — das war ja ganz solch schwer silbernes Tablett mit Handhaben, wie sie eins hatte! Und der silberne Kuchentorb, und die feingeschliffenen Gläser!

Allenstein präsentirte: „Bitte, Herr Landgerichtsrath, trinken Sie — alter Marsala — oder wollen Sie lieber Tokayer? Und die liebe Frau, etwas Süßes, nicht wahr? Prosti, prosti, Ihr ganz Spezielles! Auf Ihre Kinder! Zwei, nicht wahr? Ich habe keine.“

Ein Schatten flog über sein Gesicht, sein Blick flog vergleichend hinüber zu der mageren Schwächigkeit seiner Frau.

Langen hatte höflich ein Glas genommen, er nippte nur daran. Onkel Hermann schmeckte es, er ließ sich zweimal wieder einschenten.

„Sonntags, im Stadtmissonshaus am Johannisstisch,“ raunte Tante Hannchen der Nachbarin zu. „Sie glauben nicht, was er für Innere Mission thut! Kennen Sie seine Schriften darüber?“

„O ja,“ lächelte Frau Amalie. „Ich bin Vorsitzerin des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit. Ich arbeite viel mit unseren Gemeindegewertern. Kürzlich hatten wir ein Wohlthätigkeitsfest für unsere verhärmten Armen. Wenn ich nach Hause komme, habe ich viel zu thun für den Bazar zum Besten unserer Kleinkinderschule.“

„Sie Glückliche!“ Die grauen Lädchen geriethen in zitternde Bewegung, das kleine Fräulein versank ganz in ihre Sophaede. „Ach, ach! Ich kann so garnichts thun. Nur für unsere Kranken im Dorf ein bißchen Suppe kochen, und mal lüften, und den alten Weibern die schlimmen Füße verbinden, und den Kindern was zum Anziehen schaffen. O, wie schrecklich, wie schrecklich wenig!“

„Heule lieber gleich — zum Donnerwetter, nun sei aber doch 'mal still, Ganne!“ Onkel Hermann war dunkelroth im Gesicht, er fixirte die Schwester scharf; sie duckte sich wie ein Vogel beim Gewitter.

„He, Du, Doktor, hol mir jetzt 'mal den Jungen 'rein! Du!“ rief er dann hinter dem schon an der Thür Befindlichen her, „Zeit nimmst Du Dir auch, das muß man sagen. Hör mal, lieber Nefse, meine aufrichtige Meinung ist, Du mußt Dir mehr Bewegung machen, Du wirst zu dick, viel zu dick!“

Die Thür schloß sich unsanft.

Susanne konnte ein kleines, malitioses Lächeln nicht unterdrücken. Die ganze Zeit hatte Karl dagesessen, als ginge ihn die Konferenz durchaus nichts an, jetzt hatte er auch seinen Aerger weg; er war so eitel auf seine Figur.

Mit einer etwas angeregteren Miene wandte sie sich zu Langen und seiner Frau. Eine stocende Konversation wurde geführt. Tante Hannchen ließ nur die Augen mitsprechen, sie wagte nichts mehr zu sagen, und Onkel Hermann spielte den gänzlich Unbetheiligten; er scharrte ungeduldig mit den Füßen und sah unverwandt nach der Thür.

„Ah, endlich!“ Allenstein öffnete und schob den Schwager vor sich her. Sie hatten Beide rothe Köpfe; der Doktor war noch erregt von der Beschuldigung seiner Figur, Brebenhofer ging funkelnden

Auges dem Kommen entgegen. Er hatte schon draußen dem Schwager heftige Worte gesagt, die dienen, als sich neutral Fühlenden, durchaus nicht berührten. Gleichviel, es dünkte Richard, er habe sich in die richtige Stimmung verlegt. Er trat an den Tisch und begrüßte die Anwesenden kaum.

„Nun sag' mal, mein Junge,“ Onkel Hermann warf die rollenden Augen umher — wer wollte ihm die Leitung der Sache streitig machen — „was denkst Du Dir eigentlich? Wir sind einstimmig, nach reiflicher Ueberlegung, zu dem Entschlusse gelangt, Deine übereilte Verlobung aufzulösen!“

„Ihr? Meine Verlobung? Haha!“ Der junge Mann lachte ihm in's Gesicht mit einem bitteren, gereizten Lachen.

„Nein, nein!“ Langen legte sich in's Mittel. „Ihr Herr Onkel hat sich nur unrichtig ausgedrückt. Er meint, wir haben alle Gründe erwogen, die, wenn wir sie Ihnen darlegen, Sie gewiß bestimmen werden, die übereilte Verlobung zu lösen. Wie gesagt, die Ausdrucksweise war nicht ganz korrekt.“

„Nicht korrekt, was?“ Onkel Hermann fuhr auf, als habe ihn etwas gebissen. „Durchaus korrekt, Herr Landgerichtsrath, durchaus korrekt! Ich weiß immer, was ich sage.“ Er würdigte Langen keines Blickes mehr, sondern schnaubte den Neffen an: „Ich sage Dir, ich löse die Verlobung auf; Fräulein Langen ist keine Partie für Dich, Ihr habt ja Beide nichts. Und auf mich lauern? Na, ich denke noch recht lange zu leben, jetzt erst recht. Und wenn ich mal todt bin, wird sich's —“

Er räusperte sich stark und suchte ein möglichst böses Gesicht zu machen, aber er konnte es nicht hindern, daß seine Stimme einigermaßen schwankte.

„Ich hab' Dich immer sehr lieb gehabt, aber wenn sich Einer so gegen jede bessere Einsicht sträubt —“ er räusperte wieder — „ja, es wird sich dann noch sehr finden!“

„Ich verzichte,“ sagte der Jüngere, ganz blaß werdend und tief Athem holend. „Ich habe Fräulein Langen mein Wort gegeben!“

„Ich gebe es Ihnen im Namen meiner Schwester zurück!“ Langen war aufgestanden und neben Brebenhofer getreten; er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Es ist sehr schmerzhaft für Lena, aber sie wird es verwinden. Besser jetzt ein rascher Schnitt, als eine lange, gequälte Ehe.“ Ein unwillkürlicher Seufzer entrang sich ihm; ihn fröstelte.

Der junge Mann sah ihn verständnißlos an. „Eine gequälte Ehe — Lena und ich? O nein! Wir lieben uns. O, Ihr wißt Alle nicht, was Liebe ist — er stemmte sich auf den Tisch, daß dieser ächzte — „nein, Sie wissen es nicht!“

Frau Allenstein wurde roth und blaß; Frau Langen sagte mit einiger Indignation: „Wir haben uns aus Liebe geheirathet!“

„Ja, das haben wir auch,“ fiel Susanne rasch ein. Beide Frauen streckten ihren Männern die Hand hin; diese murmelten übereinstimmend: „Jawohl, jawohl!“ Allenstein tätschelte Susannens Wange, Langen küßte Amalie die Hand.

„Gethue,“ brummte Onkel Hermann und fixirte sie Alle der Reihe nach. Dann sich an Richard wendend: „Das ist ja ganz schön, mein Junge, mag sein, daß Du das Mädchen liebst — aber wie lange? He?!“

„Immer, immer, Onkel!“

„Na, nicht so stürmisch! So lange wie das überhaupt mit der Liebe in der Ehe dauert! Diese verdammte Heiratherei!“

„Das kannst Du nicht sagen, Onkel Hermann,“ fiel Frau Susanne ein. „Du hast ja sonst immer Recht, Du hast einen untrüglichen Scharfblick, aber es auf einer soliden Basis aufgebaut ist. Richard — sie wendete sich aufgeregt zum Bruder — „Du mußt doch einsehen, daß Du auf Nichts keinen Hausstand, kein Glück begründen kannst! Es ist ein Jammer, wenn ich bedenke, daß Deine schönen Talente verkümmern sollen; Dein Genie wird flügellos, die Misere zieht Dich zu Boden. Du mußt doch auch an das Mädchen denken, was bietest Du ihr? Sie kann Einem leid thun. Du machst Dich und sie unglücklich. Und wir haben Alle so viel

von Dir erwartet!“ Sie fing an, trocken zu schluchzen und hielt sich das Taschentuch vor's Gesicht.

Der junge Mann verfärbte sich: „So schlimm wird's nicht sein,“ murmelte er und fuhr sich über die Stirn, als wische er dort Schweiß ab. „Ich — ich werde verdienen, Lena kann als Sängerin ihr Glück machen, ich — ich glaube fest an ihren Stern; und dann — und dann . . .“ Er sah stehend nach dem Onkel hin.

„Auf nicht rechne nicht,“ sagte dieser, „garnicht.“ Er erhob sich und redete sich mit halbem Leib zu seiner Schwester herüber: „Lass' das Heulen, Ganne, — Schoßschwerenoth noch mal — ich biete keine Hand zu solchem Unsinn! Entweder Du bist vernünftig und läßt das Mädel laufen, oder ich — heute nicht, Ganne! — habe nichts mehr mit Dir zu thun. Punktum!“ Er setzte sich nieder und steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Ich muß doch sehr bitten“ — in Langen's Gesicht stieg langsam eine tiefe Röthe — „ich muß sehr bitten, eine andere Ausdrucksweise zu wählen.“ Seine sonst so gültigen Augen bekamen einen zornigen Blick. „Bon Mädel' und laufen lassen' kann hier unmöglich die Rede sein. Vergessen Sie nicht, von wem sie sprechen.“ Er drehte dem Alten vollständig den Rücken zu und wandte sich nur zu dem jungen Brebenhofer: „Ich sagte Ihnen schon einmal: meine Schwester giebt Ihnen Ihr Wort zurück. Ich betrachte die Verlobung als aufgelöst.“

„Und Lena — Lena!“ Mit zuckenden Lippen, finsternen Blicks, starrte Richard vor sich nieder.

Susanne hing sich an ihn. „Richard, sieh' doch ein, Richard, sei doch verständig! Du wirst es uns noch danken. Bedenke die Misere, das Sorgen um's tägliche Brod, Du kannst das nicht aushalten. Du gehst zu Grunde! Mein lieber Richard!“ Sie schluchzte krampfhaft auf und streichelte ihn. „Du wirst es uns noch danken!“

„Das glaube ich nicht,“ sagte er finster und schob sie von sich. „Ich — ich —“ er wußte nicht, was er sagen sollte, brach jäh ab, fuhr sich über die Stirn und starrte wieder auf den Teppich.

Es war eine peinliche Stille. Allenstein räusperte sich verlegen und suchte den Blick des Landgerichtsraths; welche unangenehme Situation für den Mann! Man sah es genau, wie er sich Gewalt anthat, um ruhig zu bleiben.

Jetzt richtete er sich höher auf. „Dann darf ich mich wohl den Herrschaften empfehlen?“ Er machte eine steife Verbeugung. Und zu Richard sich wendend, sagte er halbblau mit einem schmerzlichen Zucken der Mundwinkel: „Meine Schwester wird Ihnen den Ring und die kleinen Andenken zurücksenden — ich empfehle mich!“

Der junge Mann stand wie angewurzelt, er gab keinen Laut von sich; das dunkle Haar hing ihm in die Stirn und ließ diese krankhaft weiß erscheinen. Er erwiderte die Verbeugung nicht, er nickte nur stumm, automatenhaft. Plötzlich zuckte er zusammen, ein Zittern überlief seine Gestalt, gespannt lauschend hob er den Kopf.

Draußen im Korridor Flüstern, ein leichter Schritt näherte sich der Thür; es wurde geklopft.

Frau Susanne wollte ärgerlich auffahren — hatte sie nicht Ordre gegeben, jede Störung fern zu halten?

Wieder ein Pochen, lauter, dringlicher — Alle sahen sich an — warum sagte Keiner: „Herein!“ Die Thür ging auf. Mit einem dumpfen Laut hob Richard die Hände, er wankte ein paar Schritte vorwärts — und nun sein Schrei, halb Schreien, halb Erlösung:

„Lena!“

Wie ein Echo folgte Langen's Ruf, aber verwirrt, entsetzt: „Lena!“

Frau Amalie nickte: Das war wieder ein Beweis von Lena's Extravaganz!

„O!“ sagte Tante Hannchen. Die Uebrigen waren aufgesprungen.

Blaß, zitternd stand Lena an der Thür, einen eigensinnigen Zug um den Mund. Unter der kleinen Pelzklappe hing ihr das Haar verwirrt, einen Schleier hatte sie nicht umgebunden, ihre Augen waren geröthet vom Wind und vom Weinen.

Niemand hieß sie willkommen. Alle starrten sie an.

Sie kam langsam weiter in's Zimmer, ihr Blick irrte von Einem zum Anderen. Einen Moment schien es, als wollte sie zum Bruder flüchten, schon hob sie den Fuß. Aber da blieb sie stehen. „Richard,“ sagte sie trozig; und dann noch einmal leiser, zärtlich: „Richard, ich wollte bei Dir sein!“

Er faßte ihre Hand, sein verstörtes Gesicht wurde ruhiger, der ungewisse, zweifelnde Zug um seinen Mund verschwand; mit plötzlicher Entschlossenheit zog er das Mädchen an sich. Er legte ihr den Arm um den Nacken und küßte sie.

„Nanu?“ Onkel Hermann wurde krebsroth, er blies die Backen auf. „Was soll das?“ Schon blickte er dann weg, es war ihm höchst unangenehm, die Zärtlichkeit mit anzusehen; in seiner Junggesellenstube kam dergleichen nicht vor. „Duseleien, Künstlerfrematenten,“ brummte er. „Es ist leichter, 'nem Mädchen Küsse zu geben, als 'ne Frau ehrlich zu ernähren. Und weiß Gott, so'n junges, vertrauensdes Ding —“ sein Murren erstarb. „Laß das, Richard!“

„Sie, Fräulein,“ er machte den bekannten ungeschickten Kopfschütteln, „ich kann Ihnen nur raten, lassen Sie den Windbeutel laufen. Sie sind ein hübsches Mädchen, Sie kriegen noch einen ganz Anderen!“

In Lena's Wangen zeigte sich, trotz alles Stummers, ein Anfaß zu Grinsen; sie hob furchtlos die Augen und kam, Richard mit sich ziehend, dicht zu dem Alten heran. „Ich mag aber keinen Anderen, ich habe ihn lieb.“ Und ängstlich, als habe sie zu viel gesagt, senkte sie den Kopf: „Sie werden darum doch nicht böse sein? Bitte!“

Der Onkel blinzelte unter dem Blick der schwimmenden Mädchenaugen, er war froh, daß die Lider sich jetzt darüber senkten. Weiberthränen, brrrr! Es lief ihm heiß und kalt über den Rücken; eine unbefugliche Verlegenheit bemächtigte sich seiner, darum polterte er erst recht: „Was geht's mich an? Meinetwegen stellt Euch auf den Kopf und laßt die Beine Feiertag halten. Mir ganz egal!“

„Lena —“ der Landgerichtsrath biß sich auf die Lippen — „Lena, komm, wir wollen gehen!“ Sie wandte nicht den Blick nach dem Bruder. „Wie trozig!“ flüsterte Frau Amalie; es war eigentlich nur gedacht, aber man hörte es durch die ganze Stube.

Frau Allenstein zitterte an allen Gliedern, eine namenlose Angst überkam sie. Des Bruders Gesicht war so anders geworden; er sah um Jahre älter aus, sein weicher Mund war fest geschlossen. Sie tastete nach der Hand ihres Mannes: „Karl, sag' Du's ihm, sag's ihm, ich bin zu erregt.“

Altenstein zuckte die Achseln; er gab sich nicht gern mit unangenehmen Sachen ab, und nebenbei war diese Langen ein niedliches Mädchen, garnicht zu verachten. Er schwieg.

„Du!“ sagte Susanne und ließ ungeduldig seine Hand fahren. „Richard,“ ihre Stimme klang eindringlich bittend, „Richard, aus größter Liebe warne ich Dich, Du machst Dich unglücklich. Bei dem Andenken unserer Eltern beschwöre ich Dich!“

Lena umklammerte fester die Hand ihres Bräutigams. „Fräulein Langen, ich kann nicht umhin, ich muß es Ihnen sagen, mein Bruder ist unvernünftig — auch wir sind nicht in der Lage, ihm —“ Frau Allenstein brach ab. „Liebes Fräulein, Sie machen pekuniär keine Partie, ich sage es Ihnen offen.“

„Was denken Sie von meiner Schwester?“ — „Lena, komm' hierher!“ Langen war aufgefahren, er riß das Mädchen neben sich. „Wenn sie diese Unklugheit begeht, so folgt sie einzig dem Zuge ihres Verzens. Aber ich sage: ‚Nein!‘“

„Gereizt sah ihn Susanne an. „Verehrter Herr Landgerichtsrath, Sie brauchen das ‚Nein‘ durchaus nicht zu sagen, als sei Ihnen eine Beleidigung widerfahren; mein Bruder ist immer noch keine unebene Partie!“

„Und meine Schwester hat nicht nöthig, sich in unwohlwollende Kreise einzudrängen!“

„Der Junge ist verrückt,“ schrie Onkel Hermann dazwischen, „aber er ist doch ein ganz famoser Kerl!“

„chen senzte und flüsternte Amalie zu: „Wie schrecklich, wie schrecklich, Familienzwirnwirre!“ Diese antwortete nur mit einem Augenaufschlag.

„Jetzt kommst Du, Du wirst Dich doch nicht wegwerfen!“ Langen wollte den Arm der Schwester durch den seinen ziehen.

Sie riß sich los. Mit einem Aufschluchzen stürzte sie an die Brust des Geliebten.

„Weg, weg! Hier bin ich, hier bleib ich!“

Bredenhofers hielt sie in den Armen; trozig warf er die Lippen auf, aber er sah Niemanden an.

„Ihr könnt nun machen, was Ihr wollt! Sie wird mein und bleibt mein! Und können wir nicht miteinander leben, so sterben wir miteinander!“

„Ja,“ sagte Lena enthusiastisch.

Die Worte waren verhallt; Niemand sagte etwas darauf. Alle waren blaß, nur das Brautpaar glühend roth. Sekunden, Minuten verstrichen lautlos, und doch glaubte man, sie gehen zu hören.

„Hol Euch Alle der Fuchs,“ schrie Onkel Hermann plötzlich, daß sie sämmtlich zusammenschreckten. „Ich gehöre in kein Narrenhaus. Komm, Dianne!“

Er langte nach der Schwester und riß sie mit sich; die grauen Löcher flatterten der Armen, das Strickzeug schleppte sie am Noth hinterdrein, der Faden hatte sich ihr um's Bein gewickelt. Die Thür schloß sich.

„O Richard, was hast Du gethan?“ Frau Susanne brach in fassungsloses Weinen aus. „Du hast ihn beleidigt!“

„Laß ihn! Laß ihn laufen!“ Bredenhofers hatte gar keine Nacht, er zog Lena näher zu seiner Schwester heran. „Hier, Susi! Willst Du meiner Braut nicht Glück wünschen?“

Frau Allenstein streckte, ohne aufzusehen, die Hand aus: „Ich gratulire, liebes Fräulein!“

Lena ergriß die Hand, aber ließ sie gleich wieder fahren — hu, die Finger waren so eiskalt! Sie sah sich nach dem Bruder um, es überkam sie ein heißes Gefühl, sich in seine Arme zu stürzen. Da bemerkte sie den Blick, den er mit Amalie wechselte; waren sie im Einverständnis? Es empörte sie, daß Amalie sagte: „Wir werden für Dein Glück beten, Magdalene!“

Ohne sich dem Bruder zu nähern, ließ sie sich jetzt von Allenstein die Hand drücken; er war der einzige wahrhaft Fremdlinge, er hatte sein Vergnügen an dem erhitzten Mädchen Gesicht.

Triumphirend, wie Sieger nach gewonnener Schlacht, stieg das Brautpaar, eine halbe Stunde später, die Treppe bei Allensteins hinunter. Langen und seine Frau waren schon fort; in beklommener Kühle, ohne Händedruck, war man voneinander geschieden.

Auf dem halbdunklen Treppenabsatz, bei der Wandnische, hielt Bredenhofers den Schritt an; er versuchte in Lena's Augen zu lesen. „Bist Du auch nicht traurig, Geliebte?“

„Nein, o nein!“ Sie schmiegte sich an ihn.

„Ich habe ja Dich — Dich!“

Er küßte sie wild, mit seinen heißen Lippen ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Mund durchglühend.

„Für immer — ewig — ewig — meine Geliebte — Braut — Weib!“

„O, Du!“ Lachend und weinend erwiderte sie seine Küsse.

(Fortsetzung folgt.)

Leistungen und Einrichtungen einer Arbeiter-Konsum-Genossenschaft.

(Konsum-Verein Leipzig-Plagwitz.)

Von P. M. Grempe.

Die Gelegenheit, den großen Geschäftsbetrieb einer von Arbeitern gegründeten und geleiteten Konsum-Genossenschaft kennen zu lernen, bot sich mir bei meinem letzten Aufenthalt in Leipzig. Da die dortige Genossenschaft nicht nur in Bezug auf ihre Mitgliederzahl und die Größe ihres Umsatzes, sondern auch in Hinsicht auf ihre technischen Einrichtungen auf der Höhe der Zeit steht,

so dürfte dieses Etablissement mit vollem Recht als mustergültig für ähnliche Unternehmungen hingestellt werden.

Der im Jahre 1883 gegründete Konsum-Verein Leipzig-Plagwitz hat eine stetige Vermehrung der Mitgliederzahl und des Werthes der umgesetzten Waaren zu verzeichnen. Während im Jahre 1895/96 die Zahl der Mitglieder von 8482 auf 10 933 stieg, wuchs sie im Jahre 1897/98 von 13 348 auf 16 177 an, und während der Umsatz im Jahre 1895/96 schon M. 3 579 416,32 ausmachte, verzeichnet der letztjährige Umsatz eine Summe von 5 Millionen 441 405 Mark; mithin kommt auf das einzelne Mitglied ein jährlicher Waarenumsatz von M. 336,36. Die Konsum-Genossenschaft hat zur Zeit in Leipzig und Umgegend 27 Geschäftsstellen und erzielt trotz reichlicher Abschreibungen einen Nettogewinn von rund M. 567 000. Außer den üblichen zehn Prozent Dividende und den Aufwendungen für den Personalunterstützungsfonds, den Dispositionsfonds usw. konnte der Leipzig-Plagwitzer Konsum-Verein im letzten Jahre auch wieder M. 2100 für verschiedene wohltätige Zwecke verausgaben. Die Konsum-Genossenschaft beschäftigt in ihren Betrieben, deren technische Einrichtungen in den folgenden Zeilen kurz beschrieben werden sollen, etwa 400 Personen.

Zur Erzeugung der Kraft und des Lichtes für die gesammte Anlage befindet sich in dem Maschinenhaus ein Röhrendampfkessel von 75 Quadratmetern Heizfläche, der den Dampf zum Betriebe einer 50pferdigen Dampfmaschine liefern muß. Diese treibt zwei Dynamomaschinen, von denen die eine 110 Volt und 125 Ampères, und die andere 110 Volt und 225 Ampères Stärke hat. Die erzeugte Elektrizität wird zum Theil direkt sowohl als Kraft wie auch als Licht verwandt, während der übrige Theil in der Akkumulatorenbatterie aufgespeichert wird. Dieselbe besteht aus 60 Zellen und ist im Stande, 300 Glühlampen à 16 Normalkerzen oder deren Äquivalent in Vogenlampen oder Elektromotoren bei 110 Volt Entladungsspannung drei Stunden zu speisen oder 144 Glühlampen à 16 Normalkerzen 10 Stunden zu versorgen.

Im Betriebe sind zwei 10pferdige und ein 3pferdiger Elektromotor, sowie 6 Vogenlampen und 250 Glühlampen. Die elektrische Beleuchtung ist in allen Räumen durchgeführt. Außerdem befindet sich noch in der Bäckerei als Reserve die alte Gasleitung und der aus dem früheren Betriebe stammende 4pferdige Gasmotor. In Verbindung mit dem Dampfkessel und der Dampfmaschine steht die Dampfheizung, ein Warmwasserreservoir und das Brausebad mit acht Zellen. In der Hauptsache wird die Dampfheizung durch den Abdampf der Maschine betrieben, es kann aber auch hierzu der Dampf direkt aus dem Kessel entnommen werden. Die Dampfheizung ist in allen Räumen eingeführt, wo eine Erwärmung erwünscht oder nothwendig ist. Das aus der Dampfheizung zurücklaufende Wasser wird in einem eisernen Bassin gesammelt und wird wieder zur Speisung des Kessels benutzt, wodurch der Wasserverbrauch des Dampfkessels ein sehr minimaler ist. Der Abdampf geht auch zum Theil nach einem größeren Wasserreservoir und durch eine in demselben befestigte Schlange, wodurch das in dem Reservoir befindliche Wasser erwärmt wird. Dieses Reservoir liefert das bis zu einer ziemlich hohen Temperatur erwärmte Wasser nach den einzelnen Räumen und zu den verschiedensten Zwecken. Das meiste Wasser hiervon wird in der Bäckerei und dem Brausebad verbraucht, während ein kleineres Quantum beim Flaschenpülen und in der Butterstube Verwendung findet.

Im Kesselhaus befindet sich noch ein Kochapparat, 50 Liter Wasser fassend, welcher durch eine Dampfmaschine zum Kochen gebracht wird. Dieser Apparat ist ausschließlich für das Personal bestimmt, das hier bei Bedarf Kaffee kochen kann. Kessel- und Maschinenhaus sind sauber in farbigen Verblenden ausgeführt; die Räume machen einen guten Eindruck, der noch durch die elegant gestrichenen Maschinen und die geschmackvollen Schaltapparate verstärkt wird.

Seit dem 1. Oktober 1895 ist der Verein Pächter

der Gundorfer Mühle, die der Stadt Leipzig gehört. Die Mahlanlage liefert täglich 200 Zentner Mehl. Die Bäckerei ist mit den neuesten und besten Einrichtungen versehen. Das Bäckereigebäude hat eine Länge von 48 und eine Tiefe von 12 Metern. Die Anlage besteht aus dem Backofenraum im Keller, der Backstube im Parterre und dem Mehlboden. Sämmtliche Räume sind durch eine Ventilationsanlage gut gelüftet. Dieselbe arbeitet zum Theil durch einfachen Abzug der warmen Luft. Bei großer Wärme kann aber auch mechanisch durch zwei Erhänger ventilirt werden. Um die größtmögliche Sauberkeit durchzuführen, ist die Garderobe der Bäcker von den Backräumen getrennt und steht in direkter Verbindung mit dem Brausebad. Dieses wird von den Bäckern täglich benutzt. Die Bäcker arbeiten nicht in ihrer eigenen Kleidung, sondern erhalten wöchentlich einen sauber gewaschenen Arbeitsmantel geliefert.

Das ankommende Mehl wird mittels Fahrstuhl nach dem Mehlboden befördert. Gekauftes Mehl wird bei seiner Ankunft durch Wasser- oder Backprobe begutachtet, während das selbstproduzirte Mehl durch die Prüfung des Getreides und dessen Mischungen in der Mühle schon eine gewisse Garantie für die Backfähigkeit ergibt. Soll das Mehl verbacken werden, so wird dasselbe nach Bedarf von den zur Mischung geeigneten Posten genommen und in einen bequemen am Fußboden des Mehlbodens angebrachten Behälter geschüttet. Eine Schnecke treibt das Mehl nach einem Elevator, welcher dasselbe in die Mehlsichtmaschine bringt. Hier wird das Mehl von den anhaftenden Sackfasern und sonstigem anhaftenden Schmutz gereinigt und vorhandene Knollen zerrieben. Von der Sichtmaschine geht das Mehl mittelst Elevator nach der Mischmaschine, welche den Zweck hat, die verschiedenen Posten Mehl stets zu einem gleichmäßig backfähigen und in Farbe einheitlichen Mehle zu vermischen. Nach dieser Prozedur kommt das Mehl wieder durch den Elevator nach den Vorrathskammern. Diese enden nach unten in zwei Schloten, die sich in der Backstube direkt über den beiden Knetmaschinen befinden. Soll nun Teig oder Sauerteig gemacht werden, so brauchen die Bäcker, welche die Knetmaschine bedienen, nur die an den Schloten befindlichen Schieber zu öffnen, und das vollständig vorbereitete Mehl gelangt selbstthätig in die Knetmaschine. Das notwendige Wasser kommt aus dem höher stehenden mit einer Dampfschlange versehenen Reservoir und fließt in die Bassins, welche direkt über den Knetmaschinen angebracht sind. Hier wird das warme Wasser durch Mischen mit kaltem auf die nöthige Temperatur gebracht, die ein Thermometer anzeigt, und nach der Literkala in die Knetmaschine eingelassen.

Die Knetmaschinen liefern in 4 Minuten je 5 bis 6 Zentner, zusammen also 10 bis 12 Zentner Teig. Der fertige Teig kommt durch Umkippen der Knetmaschine in fahrbare Badtröge, wird dann an den Arbeitstischen ausgewogen, gewirkt und in die Backschüsseln gethan, welche sich wieder auf fahrbaren Brotständern befinden. Die Ständer mit dem gewirkten Brot kommen mittelst Fahrstuhl nach dem Ofen. Die neuen doppelherdigen Auszugsdampfbacköfen fassen auf jeden Herd 50 Stück Brot von 4 1/2 Pfund Größe. Der Backprozeß, welcher mittelst Wasserheizungsrohren sicher und äußerst sauber vor sich geht, dauert ungefähr eine Stunde.

In der Kaffeerösterei kommt der Rohkaffee zunächst in eine Reinigungsmaschine, auf welcher er mittelst Reibung von dem anhaftenden Schmutz, Staub, Sackfasern und kleinem Bruch gereinigt wird. Der gereinigte Kaffee gelangt dann in die Röstapparate. Beide Apparate fassen je 50 Pfund Rohkaffee und rösten denselben in zwanzig Minuten. Die Rösttrommel ist hermetisch gegen die Feuerungsgase abgeschlossen; diejenigen Gase, welche sich durch das Rösten des Kaffees entwickeln, sowie die Hülsen, Hütchen, die sich hierbei vom Kaffee lösen, werden durch eine einfache, sicher wirkende Ventilation des Röstapparates nach der Esse geführt. Sobald der Kaffee fertig geröstet ist, genügt ein Hebeldruck, denselben in den unterhalb der Röstmaschine befindlichen Kühlapparat fallen zu lassen. Hier wird der Kaffee

in 1 1/2 bis 2 Minuten durch einen Erhänger abgekühlt. Diese rasche Abkühlung ist von sehr großem Einfluß auf den Geschmack des Kaffees; es wird dadurch der brenzliche Geschmack, der bei langsamem Kühlen entsteht, vollständig vermieden. Bei dem Röst- und Kühlverfahren ist jede lästige Rauchentwicklung ausgeschlossen. Der geröstete Kaffee gelangt nach dem Packsaal, wo er zunächst auf Lesemaschinen verlesen wird. Es werden hier alle unreifen und fehlerhaften Bohnen, die das gleichmäßige Aussehen des Kaffees beeinträchtigen, ausgelesen.

Nachdem der Kaffee in dieser Weise vollständig fertiggestellt ist, wird derselbe mechanisch abgewogen und in Beutel von 1/4 und 1/2 Pfund Inhalt abgepackt. Die Pakete werden in Transportkisten, welche genau 25 Pfund fassen, nach den verschiedenen Verkaufsstellen versandt.

Andere bemerkenswerthe neue Einrichtungen sind noch für das Formen der Stückchen Butter und das Abfüllen des Flaschenbieres getroffen worden. Die Tafelbutter wird bei der Ankunft bezüglich des Gewichts kontrollirt und die Qualität einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Alsdann kommt die Butter auf die Knetmaschine, auf der sie zum Formen der Stückchen vorbereitet wird. Das Auswiegen der Butter erfolgt auf Waagen mit Marmorschalen. Die Eisentheile der Waagen sind verzinkt. Die geforneten Stückchen werden mit einer Unterlage von Pergamentpapier auf Bretter gelegt, welche sowohl in die Eisschränke der Butterformerei, wie auch in die Transportkisten und in die Eisschränke in den Verkaufsstellen passen. In der Butterformerei wird die peinlichste Reinlichkeit beobachtet. Die Wände dieses Raumes sind aus glasirten Steinen hergestellt, welche jederzeit leicht gereinigt werden können. Die Arbeiterinnen tragen eine vom Geschäft gelieferte Schürze, welche ihre Kleidung vollständig umschließt.

Das Abfüllen des Flaschenbieres geschieht mittelst selbstthätiger Füllapparate. Sie sind neuester Konstruktion und derartig gebaut, daß beim Abfüllen keine Kohlensäure verloren geht. Das Bier, welches mit diesen Apparaten abgefüllt wird, ist sofort und stets flaschenreif. Das Reinigen der Flaschen geschieht durch Maschinen, bei welchem die Flaschen stets direkt mit frischem Wasserleitungswasser gespült werden. Je drei Personen können an beiden vorhandenen Maschinen stündlich 400 Flaschen spülen.

Die Arbeitsräume des Leipziger Konsum-Vereins sind hell, geräumig und in durchaus gutem Zustande erhalten, so daß dieselben bei jedem Besucher und Fachmann einen äußerst angenehmen Eindruck hinterlassen.



Die Bildungs- und Verjüngungskraft der Krystalle.

Von Heinrich Bogel.

Georg Forster erzählt in der noch heute in vieler Beziehung sehr lesenswerthen Beschreibung seiner Reise um die Welt mit Kapitain Cook (1772—1775), daß ein junger Tahitier beim Verlassen dieser Insel seitens der Seefahrer freiwillig auf dem Schiffe geblieben war. Als dann das Schiff auf der Weiterfahrt nach Neu-Seeland in die höheren südlichen Breitgrade kam, Treibeis begegnete und von Schnee- und Hagelschauern überschüttet wurde, die in der Heimath des jungen Tahitiers niemals vorkommen, zeigte dieser hierüber die größte Verwunderung. Er nannte die Eisschollen „weißes Land“ und konnte es nicht begreifen, daß die „weißen Steine“ und der „weiße Regen“ in seiner Hand zu süßem Wasser schmolzen, und daß sie nur durch die Kälte entstanden seien. Er hielt den weißen Regen und das weiße Land für das bei Weitem Merkwürdigste, was er auf dieser weiten Reise beobachtet hatte, und meinte, daß, wenn er bei seiner Rückkehr nach Tahiti dies seinen Landsleuten erzähle, es ihm keiner glauben würde. Letzteres traf auch ein.

Was hier dem Südpazifikbeisulaner begegnete, das

begegnet auch uns gebildeten Europäern nicht selten. Auch wir stammen über Erscheinungen und Veränderungen der Natur, an die wir nicht gewöhnt sind, und bleiben unberührt von ganz ähnlichen Vorgängen, wenn sie uns täglich und von Jugend auf umgeben. Und doch ist ein Vorgang in der Natur ebenso oder ebensowenig wunderbar wie der andere: das Fallen eines Steines aus meiner Hand, wie das Leuchten der Röntgenstrahlen durch dicke Bretter. Wenn wir die Ursache vieler Erscheinungen besser erkennen, als die unkultivirten Menschen, so haben wir das dadurch erreicht, daß wir unsere Sinne durch Hilfsmittel unterstützen. Ein Indianer kann beim besten Willen das Gras nicht wachsen sehen; wir können es aber unter dem Mikroskop sehr gut. Die Verlängerung eines Eisenstabes, wenn man ihn bei gewöhnlicher Temperatur in die Hand nimmt, kann man mit den Sinnen nicht wahrnehmen; aber mit unseren physikalischen Hilfsmitteln kann man auch diese geringe Verlängerung, wenn sie auch nur den zwanzigtausendsten Theil eines Millimeters beträgt, noch sicher nachweisen.

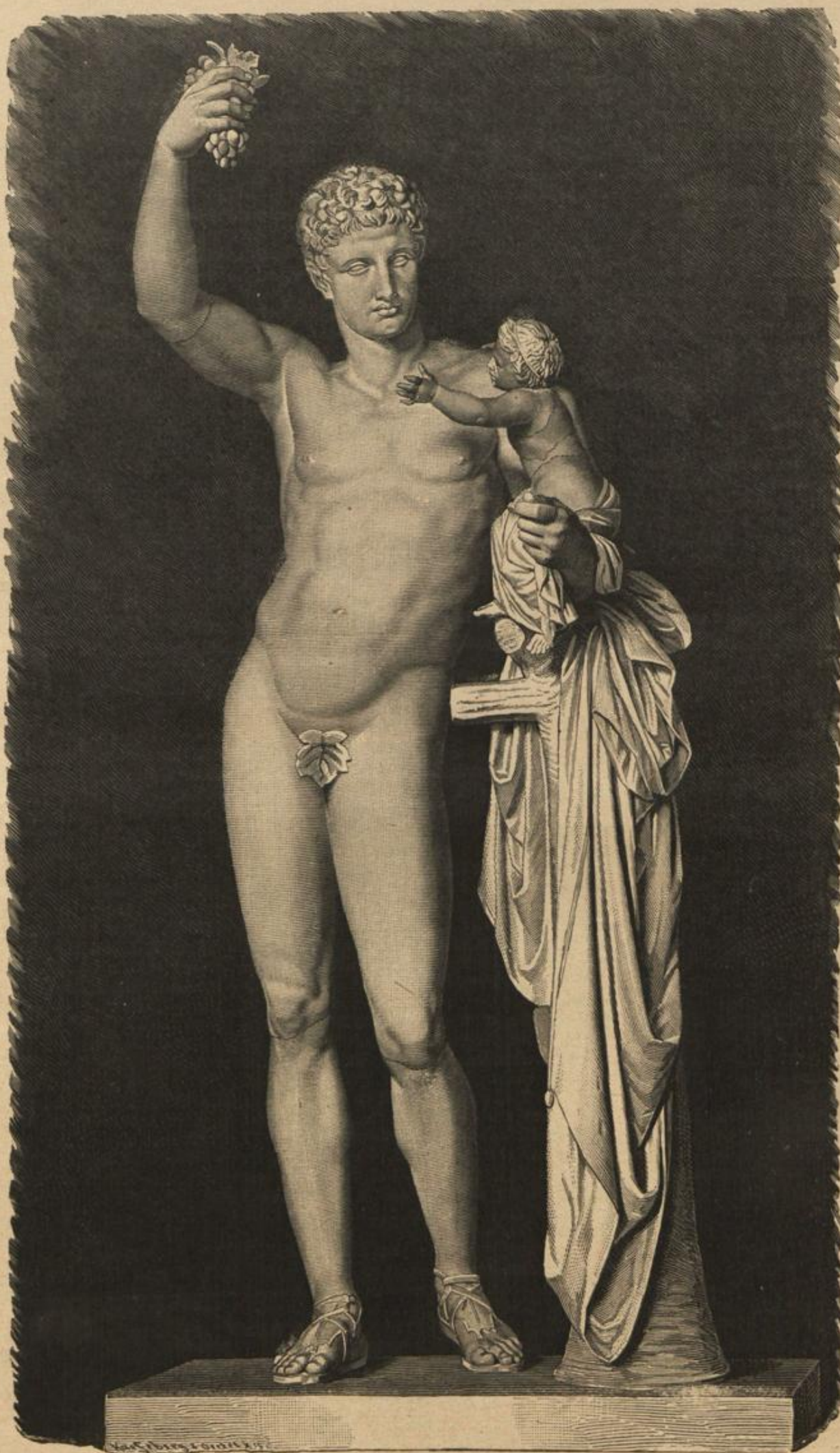
Mit Hilfe derartiger Beobachtungen hat man bemerkt, daß auch in der sogenannten todtten Natur eine Reihe von Vorgängen stattfindet, die wir als eine Art Leben ansehen können. Dahin gehört die Entstehung der Krystalle. Schon wenn wir zum ersten Male in einer mineralogischen Sammlung die große Mannigfaltigkeit und wunderbare Pracht der vielen schönen Krystallkrusten sehen, finden wohl auch wir, was Göthe in Bezug auf die Pflanzenwelt sagte: „Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleicht der andern; und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz“, und wir suchen nach „dem ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.“

Während manche Stoffe, wenn sie beim Abkühlen aus dem flüssigen oder gasförmigen Zustande in den festen übergehen, dabei keine bestimmte Gestalt annehmen, erhärten andere in bestimmten, von geraden Flächen umgrenzten Formen. Erstere nennt man amorph (gestaltlos), letztere krystallinisch. Die Krystallbildung zeigt sich dadurch als eine besondere Art der Anziehungskraft der kleinsten Theilchen. Denn bei den krystallinischen Körpern ordnen sich die kleinsten Theilchen in einer Weise an einander, daß sich an die ersten erstarrten Theilchen neue Theilchen schichtenweise anlagern. Hierin besteht die dem organischen Leben vergleichbare Thätigkeit der kleinsten Theilchen oder Moleküle. So bilden sich geradlinig begrenzte regelmäßige Ebenen oder Krystallflächen, deren Richtung zu einander von der Natur der Moleküle abhängt; und nur nach der Richtung dieser Flächen können Krystalle gespalten werden. Bei chemisch verschiedenen Krystallen sind daher auch die Richtungen dieser Ebenen zu einander verschieden. Diese Richtung der einzelnen Krystallflächen zu einander bildet die Krystallform, und so unendlich verschieden die in der Natur vorkommenden, sowie die künstlich hergestellten Krystalle sind („künstlich“) kann man eigentlich nicht sagen, denn auch die sogenannten künstlichen Krystalle haben sich nach denselben Gesetzen gebildet, wie die sogenannten natürlichen, so hat man doch durch außerordentlich feine Messungen mit Hilfe eines Winkelmessers oder Goniometers erkannt, daß alle Krystalle sich nach bestimmten geometrischen Systemen bilden, sowohl die meterlangen, wie die mikroskopisch kleinen. Letztere eignen sich zur Bestimmung der Flächenrichtung und Winkel am besten. Man unterscheidet nach den Symmetrieverhältnissen sechs solcher Krystallsysteme: 1. das reguläre, 2. das hexagonale, 3. das quadratische, 4. das rhombische, 5. das monoklinische, 6. das triklinische. Es ist in dem Raume dieses Aufsatzes nicht möglich, diese verschiedenen Krystallsysteme zu erklären. Sie unterscheiden sich von einander durch die Zahl und die Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit und die Stellung ihrer Achsen von einander. Die Mannigfaltigkeit der Krystallformen wird namentlich dadurch so groß, daß die einfachen Formen desselben Systems sich mit einander kombinieren. So bilden die einfachsten Formen des regulären Krystallsystems, der Würfel oder das Hexaëder und der Aëtflächenner oder das Octaëder durch Kombination eine große Reihe von Krystall-

formen. Entweder herrscht das eine oder das andere vor oder beide befinden sich im Gleichgewicht, wie bei den Krystallen des Nitrats.

Auch die zahlreichen Formen der Schnee-Krystalle zeigen, wie mannigfaltig die Krystalle desselben Stoffes sich unter dem Einfluß verschiedener physikalischer

Verhältnisse, namentlich der Temperatur, gestalten können, denn alle diese oft sehr komplizierten Schneekrystalle gehören dem hexagonalen oder sechs-eitigen Systeme an. So können wohl die Krystalle desselben Stoffes, es eine gewisse Beweglichkeit, in dem System, in dem sie krystallisieren, zeigen, die durch die äußeren Bedingungen veranlaßt sind, unter denen die Bildung und das Wachstum des Krystalles erfolgt; aber es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Form eines Krystalls wirklich von seiner chemischen Zusammensetzung abhängt. Es stimmen viele Stoffe, die sich in ihrem chemischen Verhalten ähneln, nicht nur in ihrer Krystallform mit einander überein, sondern einzelne ihrer Theile können sich gegenseitig in einem Krystall vertreten, ohne daß dadurch eine wesentliche Aenderung der Krystallform erfolgt. Solche Körper nennt man isomorph. Namentlich das Verhalten mancher Doppelverbindungen ist in dieser Beziehung interessant, indem man bei Krystallen solcher Substanzen, in denen einzelne Bestandtheile in wechselnden Mengen vertreten sind, z. B. in den Naumen, bemerkt, daß die Winkelgröße der Verührungsflächen, genau der mehr oder weniger großen Menge dieser wechselnden Bestandtheile entsprechend, um



Der Hermes des Praxiteles. Originalzeichnung von J. Chrentraut.

einige Grade zu- oder abnehmen, während die allgemeine Krystallform gleich bleibt. Andererseits können, wie zuerst Mitscherlich nachgewiesen hat, eine Anzahl Stoffe — einfache und zusammengesetzte — in ganz verschiedenen Krystallsystemen krystallisieren. Solche

krystallisieren in verschiedenen Systemen, z. B. Weinsäure und Traubensäure.

Gegen Wärme, Licht, Elektrizität und Magnetismus haben die Krystalle ein sehr verschiedenes Verhalten. Die Krystalle des regulären Systems, die

Körper nennt man heteromorph (verschiedenformig), sie sind entweder dimorph (zweiformig) oder trimorph (dreiformig). In ihren verschiedenen

Krystallformen besitzen sie dann auch abweichende physikalische Eigenschaften, so in Betreff der Härte, des Lichtbrechungsvermögens, des spezifischen Gewichts, usw., wie am deutlichsten der Kohlenstoff zeigt, der als Diamant (spezif. Gew. = 3,55) regulär, als Graphit (spez. Gewicht = 2,3) hexagonal krystallisiert. Der kohlenstoffhaltige Krystallisiert hexagonal als Stalapat (spez. Gew. = 2,7), rhombisch als Aragonit (spezif. Gewicht = 2,9). Kieselsäure krystallisiert als Quarz, Bergkrystall, Amethyst und Rauchtopas im hexagonalen System mit dem Achsenverhältniß 1 : 1,0999 und einem spezifischen Gew. von 2,66, als Tridymit, ebenfalls im hexagonalen System, aber mit einem Achsenverhältniß 1 : 631 und einem spezifischen Gewicht von 2,3. Die Titansäure krystallisiert quadratisch als Rutil (spezif. Gewicht = 4,25), und als Anatas (spez. Gewicht = 3,9), und rhombisch als Brookit (spezif. Gew. = 4,05), ist also trimorph. Auch viele organische Verbindungen, die bei prozentual ganz gleicher chemischer Zusammensetzung in der Struktur ihrer Moleküle von einander abweichen, und die man aus diesem Grunde isomer nennt, krystalli-

nach allen Seiten gleichartig ausgebildet sind, dehnen sich beim Erwärmen auch nach allen Richtungen gleichmäßig aus. Dagegen ist beim hexagonalen und quadratischen System diese Ausdehnung in der Richtung der Hauptachsen verschieden, und bei den übrigen Systemen ist die Ausdehnung in jeder Richtung der Achsen verschieden. Ebenso verhalten sich die Krystalle der verschiedenen Systeme in Bezug auf Wärmeleitung. In Bezug auf die elektrische Spannung und Leitung zeichnen sich besonders die unsymmetrisch ausgebildeten Krystalle aus, indem die entgegengesetzten Enden beim Erwärmen oder Abkühlen eines derselben ungleiche elektrische Zustände annehmen. Besonders wichtig sind die optischen Eigenschaften der Krystalle; mit ihrer Hilfe kann man die Krystallform eines Krystalls bestimmen, bei welchem die geometrische Bestimmung schwierig ist.

Die Mannigfaltigkeit der Krystallbildung wird dadurch vermehrt, daß sich unter gewissen Umständen neben den Vollflächnern (Holoëdern) Halbflächner oder Hemieder bilden, ferner Zwilling- oder Drillingkrystalle, abgestuzte oder mit Pyramiden besetzte Ecken. Manche Krystalle verlassen bei Veränderung der Verhältnisse, der Temperatur oder der Nahrungsmenge ihre bisherige Form und gehen in eine ganz andere Krystallform über. Kalkspatkrystalle, die ihr Wachstum als Halbflächner begonnen haben, wachsen sich bei Aenderung der Verhältnisse zu Prismen aus. Ähnliches Verhalten zeigen Feldspat und Turmalin. So entstehen die sogenannten Pseudomorphosen. Wie die Aerzte und Thierphysiologen künstliche Mißgeburten zum Studium der organischen Bildungsgesetze hervorbringen, so lassen sich solche auch leicht

bei den Krystallen erzeugen. Und wie abnormal ausgebildete Menschen sich gewöhnlich durch Weltverachtung und beißenden Witz auszeichnen, so spotten solche Krystalle bei aller ihrer Durchsichtigkeit dem Verlangen der in einer Ebene schwingenden Lichtstrahlen, gerade hindurchzugehen; sie müssen es sich gefallen lassen, je nach dem Eigensinn der betreffenden Krystalle auf schieferm Wege rechts oder links herumzukommen. Schon bei ihrer Entstehung zeichnen sich manche Krystalle durch Absonderlichkeiten aus. Löst man amorphe arsenige Säure in kochender Salzsäure und läßt die Lösung langsam erkalten, so leuchtet, im Dunkeln beobachtet, jeder Krystall im Moment seines Ausscheidens lebhaft auf. Ähnlich verhält sich chloraurer Baryt.

Eine besonders hervorzuhebende Eigenschaft, die des ewigen Lebens, nähert die Krystalle den niedrigsten Organismen, den Protozoen, die bekanntlich aus innerer Ursache niemals altern und sterben, sondern sich, so lange Nahrungsstoff vorhanden ist, beständig verjüngen. Aber der Krystall kann sogar seine unterbrochene Lebensfähigkeit wieder aufnehmen. Bringt man einen Krystall nach beliebig langer Zeit in die Mutterlauge zurück, in der er entstanden ist, so wächst er weiter, war er verletzt worden, so ergänzt er sich wieder. Ja, ein Krystall einer feurigflüssig geschmolzenen Masse kann, wenn er später, vielleicht nach Jahrtausenden, in eine wässrige Lösung derselben Substanz gelangt, hier weiter wachsen und sich ergänzen. Ja, er kann sogar weiter wachsen, wenn er in die Lösung eines anderen, nur ähnlichen (isomeren) Salzes gebracht wird. Der Krystall akklimatisirt sich in der Lösung; das kann er selbst noch

in einer dritten Lösung. Auf diese Weise kann man buntfarbige Alankrystalle erhalten.

In allem diesem erkennen wir eine Energie, die der Lebensthätigkeit der organischen Welt sehr ähnlich ist. Zuweilen findet sogar eine Art Bürgerkrieg unter den Krystallen statt, namentlich bei solchen Stoffen, deren Krystalle, wie z. B. beim Schwefel, in zwei Systemen krystallisiren, je nach der Temperatur, bei der sie sich gebildet haben. Man unterscheidet eine octaëdrische und eine prismatische Form des Schwefels. Wenn man nun zwei Vertreter dieser beiden formal so verschieden ausgebildeten Krystallsysteme an feinen Platindrähten nicht weit von einander in eine überfüllte Lösung von Schwefel in Benzol hängt, so bilden sich in der Nähe des prismatischen Krystalls zunächst lauter neue Prismen, in der Nähe des octaëdrischen dagegen lauter neue Achtflächner, bis sich schließlich die äußerlich so ungleichen Krystallheere erreichen, worauf beim ersten Zusammenstoß letztere Krystallform ganz unterdrückt wird. Wohl mit Recht nennt das Ernst Krause einen Kampf um's Dasein unter den Krystallen.

Die Gegenwart fremder, garnicht in die Zusammensetzung der Krystalle übergehender Körper kann die Ausbildung der Krystalle stark beeinflussen; unwägbar Mengen von gewissen Stoffen, z. B. von Fluorverbindungen, haben hier auf die Krystallbildung eine ähnliche Wirkung, wie die Fermente und Toxine im Thier- und Pflanzenleben.

Alles das zeigt uns, daß auch die Entstehung der Krystalle einem Bildungstreben des Stoffes entstammt, der wohl in Parallele mit der Lebensthätigkeit in der Thier- und Pflanzenwelt zu setzen ist.

Schlechte Gesellschaft.

Von Otto Breitmann.

Sie saßen am Kaffeetisch. Herr und Frau Große auf dem Sopha, ihnen gegenüber die beiden ältesten Söhne und an der einen Seite die kleine, spätgeborene Dora. Ein Platz war noch unbesetzt. Paul, der jüngste Sohn, pflegte dort immer die Mahlzeiten einzunehmen.

Frau Große hatte schon Allen ihre Buttersemmel gestrichen. Aber kleiner rührte sie an. Es war in diesem Hause Sitte, alle Mahlzeiten gemeinschaftlich einzunehmen. Niemand durfte am Tische fehlen, wenn gegessen wurde, es sei denn, daß außerordentliche Berufspflichten ihn fernhielten. Sonst aber duldete Herr Große keinerspätkommen. Und wie stolz war er auf diesen strengen Familiensinn! Ja, das war sein Werk! Der Erfolg seiner Erziehung!

Wenn irgend ein Vater oder eine Mutter klagten, daß ihre Kinder ihre eigenen Wege gingen, so sagte er stets bedauernd: „Ach ja! Sie haben leider nicht solche braven Kinder, wie ich. Gott sei Dank! Ich weiß nicht, wie es ist, Kinder zu haben, die man nur alle Jahre einmal sieht, die Einen so behandeln, als wäre man ihr fremder Wirth. Meine Kinder sind zu allen Mahlzeiten zu Hause. Ich weiß nicht, wenn ich sie nicht um mich habe, schmeckt es mir nicht. Aber ich erziehe sie auch! Zu jeder Mahlzeit müssen sie sich zugleich mit mir an den Tisch setzen. Und da am Tisch lernen sie die Annehmlichkeiten des Familienlebens schätzen. Das schöne Essen, nein, sagen Sie selbst, muß das nicht die jungen Leute von allen gefährlichen Vergnügungen abhalten, sie vor jeder schlechten Gesellschaft bewahren? Es geht doch wirklich nichts über einen guten Happen Essen. Das ist doch schließlich das Schönste, was man sich leisten kann — so am Familientisch!“

Er konnte glücklicherweise auf seinen Familientisch so leckere Speisen bringen, daß den Kindern die Stunden des Essens ganz angenehm erschienen. Er hatte eine Maschinenfabrik, in der zweihundert Männer arbeiteten. Die hämmerten, drehten und feilten so viel Maschinen zusammen, daß er bei der Inventur stets schmunzelnd feststellen konnte, daß er wieder um einigte Tausende reicher sei. Dann kamen wieder verschiedene auserlesene Leckerbissen mehr auf

den Familientisch. So verstärkte und verbesserte er sein Erziehungsmittel. Und die Kinder liebten sich das gern gefallen.

Da war zuerst Felix, der Älteste. Groß, hager, ungelent. In seinem gelben Gesicht leuchteten mehrere rothe Furchen: Schmissen, die er beim Streben erhalten hatte, allem Wissen auf den Grund zu kommen. Er studirte die Rechte, und sein Vater hoffte, ihn einst als Landgerichtsdirektor oder gar Justizminister an's Herz drücken zu können. Gustav, der Zweite, war kleiner und stiller als Felix, der im Vorgefühl seiner einstigen Stellung überall kleine Advokatenreden hielt und seine richterliche Autorität und Ueberordnung geltend machen wollte. Gustav studirte nur Medizin. Da er nicht die Beamtenkarriere einschlagen wollte, konnte von ihm nicht so viel Glanz erwartet werden, wie einst Felix über die Familie ausgießen würde. Dafür aber gab der Jüngste, Paul, die Aussicht, Bankdirektor zu werden. Seit zwei Jahren war er in einem großen Bankgeschäft angeheftet. Noch ein Jahr, dann hatte er seine Lehrzeit beendet und er mußte rasend schnell emporsteigen.

Da er sonst immer pünktlich war, wunderten sich seine Eltern und Geschwister nicht wenig, daß er heute nicht zur bestimmten Minute vor seiner Kaffeetasse saß.

Frau Große schraubte zum zweiten Mal die Honigbüchse zu.

„Soll ich 'mal nachsehen, warum er nicht kommt?“ fragte sie schüchtern.

„Nein!“ sagte ihr Mann rauh. „Er hat selber zu kommen! Weiß er denn nicht, wann wir Kaffee trinken?“

Diese Frage offenbarte seine große Gereiztheit. Die Anderen schwiegen furchtbar und verlegen. Felix schob unruhig und nervös seinen Kneifer hoch. Gustav sah nachdenklich in seine leere Tasse, und die Mutter machte ein bekümmertes Gesicht. Eine Zeit lang hörte man nur das Knacken der zerbissenen Körner, die der Papagei am Fenster verzehrte. Der Mutter schien es, als werde das Zimmer dunkler. Und dann fror sie. Dabei war es doch erst im Oktober. Und der große, kaminiartige, bunte Kachelofen in der Ecke war schon geheizt. Die ganze Nacht über hatte es zwar geregnet, aber der Regen hatte

auch den ganzen Dunst, der in den Straßen lag, niedergeschlagen. Die Luft war rein und frisch, nur mit jenem feuchten, dünnen Grau erfüllt, das so oft an Oktobermorgen über die Erde sich spinnet.

Hier im Zimmer war jedoch wenig davon zu merken. Die helle Tapete, die dunklen Eichenmöbel ergaben eine freundliche Mischung. Der große Spiegel zwischen den beiden Fenstern und viele gestricke und gehäkelte Decken erhöhten die Wohnlichkeit des Raumes. Zwar waren zwischen guten Kupferstichen ganz gewöhnliche Chromobilder aufgehängt, außerdem standen auf dem Ofensims und allen anderen Simsen schenkellich nüchterne, verzerrte Gips- und Porzellanpüppchen. Aber das Ganze gab einen wohlthuenden Farbenton.

Herr Große wechselte die Farbe. Sein feistes, rothes Gesicht mit dem borstigen Schnurrbart zeigte auf der Stirn über den Augen zwei glühende Flecken, die sonst nur auftraten, wenn er ganz vorzüglich gegessen und tüchtig Wein getrunken hatte. Mit seiner runden Hand, die dicken, kurzen Finger weit gespreizt, fuhr er sich durch sein Haar, das auf dem Scheitel so spärlich die glänzende Kopfhaut bedeckte, daß vorn, wie bei einem schlecht-befähigten Acker die Erde, der blanke Schädel durchschimmerte.

Sie warteten noch einige Minuten. Die Mutter sah angstvoll ihre Söhne an, die gleichgültig und ärgerlich die Blicke erwiderten. Die kleine Dora sagte schmolend: „Ich habe solchen Hunger!“ Dafür blickte die Mutter streng warnend zu ihr hin, so daß das kleine Ding sich schüchtern zusammenkauerte.

Endlich, nach abermaligem Schweigen, sagte Herr Große mit vor Wuth gequerschter Stimme: „Na, dann trinken wir eben ohne ihn! . . . Wenn er nicht zur rechten Zeit sich an den Tisch setzen kann, braucht er auch nichts, der Lämmel!“

Die Mutter schenkte rasch ein; vielleicht vergaß er seinen Zorn, wenn er erst etwas im Magen hatte. Paul war jedenfalls etwas spät nach Hause gekommen und hatte die Zeit verschlafen. Wenn sie Kaffee getrunken hatte, wollte sie heimlich zu ihm in's Zimmer gehen und nachsehen. Zum Mittag sollte er dem Vater eine Flasche von dessen Leibliqueur mitbringen — das Geld dazu wollte sie ihm schon zustrecken — dann war Alles wieder gut.

„J... h, der Kaffee ist ja schon ganz kalt!“ meinte Felix.

Die Mutter bat ihn mit Blicken, doch den Vater nicht zu reizen. Der aber fuhr jetzt los: „Dieser Himmel! Verdirbt Einem den ganzen Appetit! Nun hast Du die Semmel umsonst beschmiert. Und die Makronen werden auch alt!... Der... Der...!“

Er wollte aufstehen, um nach der Fabrik zu gehen. Da klickte die elektrische Klingel. Das Dienstmädchen kam von der Küche, eilte durch das Speisezimmer und öffnete die Flurthür. Der Postbote reichte einen Brief herein.

Das war nun nichts Seltenes. Aber heute ergriff die ganze Familie eine aufregende Spannung. Sie wußten sofort, daß der Brief die Lösung bringen würde. Als Herr Große ihn mit seinem Zigarrenabschneider aufgetrennt und seine Frau die Schrift sah, sagte sie erschreckt: „Ach! Das ist von ihm!“

Er las stillschweigend den Brief, das Blatt so drehend, daß Niemand hineinsehen konnte. Die Augen der Anderen suchten an den Linien seines Gesichts zu lesen, was in dem Briefe stand. Doch er blieb ganz ruhig. Jene kühle Ueberlegenheit, die ihn im Geschäft auszeichnete, schien ihm auch jetzt treu zu bleiben.

Als er zu Ende gelesen hatte, sagte er gelassen zu der kleinen Dora: „Du kannst in Dein Zimmer gehen und spielen.“ Die Kleine ging gekränkt hinaus. „Ja,“ sagte er ganz geschäftsmäßig, „der Bengel schreibt, er könne nicht mehr nach Hause kommen. Er hätte einen dummen Streich begangen und schäme sich, uns in's Gesicht zu sehen.“

Seine Frau und seine Söhne waren ganz sprachlos. „Na, das ist ja nur ein fauler Scherz,“ sagte er. Ein leises Bittern ging durch seine Stimme, seine innere Angst verrathend. „Ich... ich kann mir garnicht denken... Ich habe es doch an Erziehung nicht fehlen lassen!“

Eine kleine Abwehr vor einer ihn treffenden Anklage klang heraus. Dennoch blieb er gefaßt. Nur die Mutter schluchzte sofort laut: „Ach, mein Paul! Mein Paul!“

Felix stimmte seinem Vater bei: „Nein, Du hast es nicht an Erziehung fehlen lassen!“ Der sah ihn zweifelnd an. Doch in dem gelben Gesicht mit den kalten Augen war nicht zu sehen, ob das Spott oder Ernst gewesen war. Und ganz so, wie wenn er mit seinen Ingenieuren und Komptoristen ein neues Unternehmen berieth, einen neuen Plan besprach, setzte er seinen Söhnen auseinander, was nun zu thun sei. Als die Mutter zu laut jammerte und bat, ihr den Sohn wieder zu schaffen, sagte er, wegwerfend, geringschätzig, wie stets, wenn sich Frauen in seine Geschäfte mischen wollten: „Aber liebe Julia! Hab' Dich doch nicht so sehr und laß uns in Ruhe die Angelegenheit besprechen. Desto eher hast Du Deinen Jungen wieder.“

Sie weinte still vor sich hin. Während sie noch beriethen, klingelte es abermals. Das Dienstmädchen öffnete wieder. Eine ältere Frau drängte sich herein und gleich am Dienstmädchen vorbei in das Speisezimmer: „Ach, entschuldigen Sie man, jechter Herr Troße! Aber ich muß man noch 'mal wejen mein'n Jungen kommen. Nehn' Se'n doch man! Er dreibt sich ja sonst den ganzen lieben Tag umher, im alleene kiet er sich nach eene Arbeit nich um. Dazu is er zu flehmatisch!“

Jetzt verlor der Fabrikant seine Ruhe, auf die er so stolz war und die er allen Anderen als Beispiel vorhielt: „Ach, lassen Sie mich mit Ihrem Bengel zufrieden!... Na ja... na ja, ich weiß schon, daß Ihr Mann in meiner Fabrik umgekommen ist... Aber nun bitte... ich habe keine Zeit für Sie!“

„Nu ja, ja!“ sagte die Frau leise und ging hinaus.

Eine Weile schwiegen Alle. Plötzlich sagte Herr Große, aus seinem Sinnen auffahrend: „Na, Paul kann nur in schlechte Gesellschaft gerathen sein. Solche Bengels, wie der Sohn dieser Frau, das ist gewöhnlich der Verderb für die Anderen. Die Bande hat keine Erziehung genossen. Na ja...“

die Eltern verstehen das ja auch nicht; die lassen sie einfach aufwachsen wie die Schweine... kein Zug und Schneid...! Nein, mein Paul hat aus eigenem Antrieb nichts Schlechtes gethan. Der gute Junge ist nur verführt worden!“

Sie einigten sich dahin, erst im Geheimen die Kassenboten der Bank und den Pförtner auszuforschen. Sie wußten, daß diese Leute gewöhnlich mit allen Verhältnissen der Angestellten bekannt waren. Der Auftrag, sie vorsichtig auszuforschen, ohne daß die Vorgesetzten etwas merkten, fiel Gustav zu.

* * *

Gegen Mittag kam Gustav nach Hause. Er war von dem Herumlaufen und Spionieren abgemattet und erzählte mit müder Stimme, daß mehrere junge Burschen gestern Abend Paul vor dem Geschäft erwartet hätten.

„Na ja, sagte ich doch, daß er verführt worden wäre! Er hat gestern sein Monatsgehalt bekommen... das haben sie ihm klein gemacht... und nun schämt er sich, zu uns zu kommen. Er hat doch wenigstens noch Ehrgefühl!“ Und bei sich dachte Herr Große, daß seine Erziehungsmethode durchaus nicht die schlechteste wäre, da sie doch immer noch einen schönen Erfolg gehabt habe. Er hatte doch wenigstens noch Ehrgefühl!

„Kennt denn der Pförtner einen von den Burschen?“ fragte er.

„Ja, der Sohn einer Wittwe Miging soll dabei gewesen sein.“

„Was?! Das ist ja der Bengel der Frau, die heute Morgen hier war. Da müßte sofort Einer zu der Frau gehen. Die wird ja wissen, wo ihr Sohn sich anhält, der wird uns schon sagen, wo Paul steckt.“

„Ja, ich bin zu müde,“ meinte Gustav.

„Dann muß ich schon selbst mal zu der Alten gehen,“ sagte Herr Große zögernd. Wenn er auch früher getabelt hatte, wenn andere Eltern ihre verlorenen Söhne aufnahmen und mit Liebe pflögten, jetzt hätte er Den umarmt, der ihm seinen Sohn zurückbrachte. Und wenn auch der Zurückbringer im schmierigen Arbeitsittel gewesen wäre, er hätte ihn doch sofort an sein mit blanker, weißer Wäsche gepanzertes Herz gedrückt. Und er ging den schweren Leidensgang. In seiner Eile vergaß er, die Summische überzuziehen, ohne die er sonst nicht auszugehen pflegte. Der Regen hatte wieder eingesezt. Jener feine, kalte Herbstregen, der Alles durchbringt mit seiner Feuchtigkeit, der die Luft durchschwirrt in dichten, sprühenden, zierlichen Tropfen, die einzeln mit bloßem Auge kaum zu erkennen sind. Ein Schirm schützte garnicht vor seiner Zudringlichkeit, da ein Fickzackwind den Regen von allen Seiten in's Gesicht und auf die Kleider wehte.

Herr Große ging mit großen Schritten durch die wenigen Straßen nach der Wohnung der Frau Miging. Unterwegs begegnete er seinen Arbeitern, die ihn grüßten. Heute nickte er nur, während er sonst stets den Hut gezogen hatte. Aber sie, sie gehörten ja zu denen, die seinen Sohn verführt hatten. Er hastete flüchtig an ihnen vorbei, stumpf vor sich hinsehend, mit demselben Ausdruck erzwungener Eile, wie seine Arbeiter.

Frau Miging wohnte unter dem Dache im Hofgebäude. Als er die steilen Treppen hinaufging, auf denen es stintig und nach allen möglichen Speisen roch, ergriff ihn Schem, jetzt die Frau auszuforschen, sie um Hilfe zu bitten, die er vor wenigen Stunden so barsch behandelt hatte. Aber es mußte sein! Zaghaft klopfte er an die mit einem weißen Porzellan Schild bezeichnete Thür.

Frau Miging öffnete selbst. Die blaue Schürze, die sie umgebunden hatte, war durchnäßt. Die entblößten Arme waren noch voll Seifenschaum. Aus einem Waschtisch brodelte Dampf auf und hüllte die ganze Küche an. Sie sah ihn erstaunt, feindselig an.

Er zog den Hut: „Ach... entschuldigen Sie... wenn ich störe. Ich komme... nur wegen... Ihres Jungen.“ Das Roth seiner Waden übertrug sich auf den ganzen Kopf und überließ auch den Hals.

Sie wurde sofort freundlicher: „Ach, det is ja sehre hibsch von Ih'n! Aber er is man leider

nich hier. Kann ich't ihm nich sagen? Er kann ja denn morgen frieh anfangen.“

„Ja... ja!“ sagte er verlegen, „aber... ich möchte Sie erst einmal sprechen.“ Damit drückte er die Thür weiter auf und trat in die Küche. Er hatte von unten Menschen heraufkommen hören und wollte nicht gesehen werden.

Sie ward wieder zugedöppfter. Während sie sich die Hände und Arme abtrocknete, führte sie ihn durch die Küche in die Stube. Die hatte nur ein niedriges Fenster, das aus dem schrägen Dach hinausragte. Vor dem Fenster stand eine Meerzwiebel und andere immergrüne Pflanzen. Das gab dem Zimmer etwas Freundliches, wenn es auch sonst recht dürrig aussah. Ein Spind war nicht vorhanden. Die Kleider hingen an einem langen Niesegel unter einem Tuch. Eine Feldbettstelle, ausgiegen und wackelig, erlegte das Sopha. Aber mehrere Photographien und alter Bandschmuck an den gestrichelten Mauern täuschten die übergroße Armseligkeit oberflächlich hinweg.

Er saß auf einem Holzstuhl an dem alten Ausziehtisch. Sie stützte sich mit der einen Hand darauf und sah ihn an. Nach einigem Räuspern sagte er: „Es handelt sich um meinen Sohn Paul. Er ist gestern Abend von Ihrem Sohn und anderen jungen Leuten abgeholt worden und noch nicht nach Hause gekommen. Da er gestern sein Gehalt erhielt, werden sie das durchgebracht haben... Ja, ja, Ihr Sohn hat meinen Paul verführt!“

Er nickte vor sich hin. Sie schien ihn nicht gleich verstanden zu haben. Doch dann wurde ihr grauer Kopf hitzig-roth. Lebhaft fuhr sie los: „Wat, mein Junge soll Ihren verführt haben? Na... nu bilden Se sich man bloß nicht ein! Umgekehrt wird'n Schuh draus! Ihr Bengel hat meinen immer verschleppt und traktirt. Ja, denn hatte er schließlich keine Lust zum Arbeiten mehr! Un jestern? Hier, hier! Da hat Ihr Junge die Karte geschickt.“ Sie zeigte ihm eine Postkarte, die sie vom Fensterbrett genommen hatte. „Meiner sollte doch Ihren abholen. Se wollten sich 'n fröhlichen Abend machen.“

Während er las, erzählte sie weiter: „Ich hab' et ihm verboten. Aber hört denn so'n Junge uff Genen? Na ja, nu is schon seit sechs Jahren keen Vater da, un id mußte immer waschen jehn, da is et doch keen Bumber, wenn de Kinder verwildern! Ih jewiß, et jieht ooch manche, wo der Vater noch da is un sich nich drum kimmert, aber helf er sich, merstens haben se ooch keene Zeit dazu. Un det weej id, det manchmal de Jungs de Amleren versiehren, aber in diesem Fall... Nee, Herr Troße, nehme Se 't mir nich übel, ooch de Reichen versiehrn manchmal!... Jott nee, mein Junge wäre jewiß so brav und tüchtig jewarden, wenn sein Vater nich verunflückt wäre, oder wenn er 'ne feste Stellung jehabt hätte...“

Sie versanken Beide in Gedanken. Ihn war, als wenn er vom Ankläger, vom Richter zum Schuldigen geworden wäre... Ja, ja, er hatte sich nie darum gekümmert, dem Knaben, dessen Vater bei der Arbeit in seiner Fabrik, für seinen Gewinn gestorben war, den Vater zu ersetzen. Und ihm fiel ein, daß so manche Arbeiterkinder, trotzdem sie einen Vater haben, doch keine Erziehung, doch keinen Vater haben, weil die Väter keine Zeit für ihre Kinder erübrigen. Aber das drückte ihn zu sehr nieder, daß seine Erziehung so gar keinen Erfolg gehabt hatte, daß sein Sohn nicht 'mal verführt worden war... Nun, jetzt galt es zu handeln. Er versprach der Frau, ihren Sohn zu beschäftigen. Sie möchte ihn aber veranlassen, den Aufenthalt seines Paul zu verrathen.

Mit heißem, vom vielen Denken schmerzenden Kopf, in den sich mit einem Male so viel neue Anschauungen hineingedrängt, ging er verstört nach Hause. Wie erstaunte er aber, als er im Speisezimmer seinen verlorenen Sohn in den Armen der Mutter fand. Er war ganz von selbst wieder gekommen, als das Geld verbraucht war.

Und voller Jubel ließ Herr Große rasch das Mittagessen auftragen und ein paar Flaschen Wein aus dem Keller holen. Er vertraute wieder auf sein Erziehungsmittel.

Sie nur ärgerte ihn: daß er Frau Nizing versprochen hatte, ihren Sohn zu beschäftigen. Sie hatte doch gar nichts dafür zu thun brauchen.

Und als Paul erzählte, daß er verführt worden sei, glaubte er es schließlich auch selbst. Oh, er hatte seinen Jungen gut erzogen! Der log nicht

und betrog nicht. Nur diese schlechte Gesellschaft war an Allem schuld. Sein Sohn war so unschuldig. . .

Als er am Abend später als sonst aus seinem Geschäft kam, da er die durch das Herumlaufen verärraumte Zeit wieder hereinbringen wollte, gingen zwei junge Leute vor ihm her. An der Stimme

des Einen erkannte er seinen Sohn. Der sagte lachend: „Ja, und meine Alten sind auch wirklich auf den Leim gegangen. Die waren froh, daß sie mich wieder hatten. Wenn sie wüßten, daß ich den Brief nur geschrieben habe, damit sie vor lauter Angst und Freude nicht nach dem Gelde fragen! . . .“



In einer großen Stadt.

Es kreibt vorüber mir im Meer der Stadt
Bald Der, bald Jener, Einer nach dem Andern.
Ein Blick in's Auge, und vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Es kropsft vorüber mir in's Meer des Nichts
Bald Der, bald Jener, Einer nach dem Andern.
Ein Blick auf seinen Sarg, vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Es schwimmt ein Leichenzug im Meer der Stadt.
Querweg die Menschen, Einer nach dem Andern.
Ein Blick auf meinen Sarg, vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Verseh von Villencron.

Der Hermes des Praxiteles. In der Geschichte der bildenden Kunst nimmt die Kunst der alten Griechen eine besondere Stellung ein. In ihrer Blüthezeit ist sie zu Höhen gekommen, die nach ihr in ihrer Art nie wieder erreicht wurden; und nachdem sie in den Aufstiegen Einflüsse der altorientalischen Kunst in sich aufgenommen und überwunden hatte, vollzog sich ihre Entwicklung so völlig in sich abgeschlossen und folgerichtig, wie dies in keiner späteren Epoche mehr möglich war — sie selbst hat es verhindert, da die Künstler sich ihrem Vorne nicht mehr entziehen konnten. Am reinsten hat sich die griechische Plastik entfaltet. Glied schließt sich in ihr an Glied; jedes einzelne Bildwerk legt alle früheren Stufen voraus, in jedem erscheint die Arbeit von Generationen. Am besten erhellt dies aus dem Beispiel des Werkes, dessen Abbildung wir heute bringen: dem Hermes des Praxiteles. Es ist die einzige von diesem Künstler im Original erhaltene Statue. Sie wurde bei den deutschen Ausgrabungen in Olympia im Jahre 1877 gefunden.

Praxiteles, der in den Jahren 370 bis 330 v. Chr. meist zu Athen thätig war, gehört mit seiner Kunst einer Zeit an, in der das griechische Volk die Höhepunkte seiner Entfaltung schon überschritten hatte. Die Epoche zwischen den Perserkriegen und dem Peloponnesischen Kriege war vorüber, die politische Vormachtstellung, die die Athener bis dahin in Griechenland besaßen, verloren. Mit ihr war der hohe Schwung des athenischen Geisteslebens, der in der strengen Kunst des Phidias, in den Tragödien des Aeschylus und Sophokles lebte, dahingegangen, die verfeinerte Bildung des athenischen Bürgers hatte ihr Gefallen an einer anmutigen, sinnfrohen Schönheit. Praxiteles ist in der Plastik der Künstler dieser Uebergangszeit, seine Hermes-Statue ihre heute noch unmittelbar zugängliche Verkörperung. Es ist allerdings zu bemerken, daß sie so unversehrt, wie es nach unserer Abbildung scheinen könnte, nicht auf uns gekommen ist. Die Nisse an beiden Knien und an den Armen, ebenso die Nisse auf dem Körper des Kindes zeigen an, wo sie Schaden gelitten hatte. Der Knabe konnte noch aus den Bruchstücken wieder zusammengesetzt werden, der erhobene Arm mit der Traube und die Unterschenkel und Füße sind von F. Schaper ergänzt; im Allgemeinen wohl richtig, nur streitet man darüber, ob Hermes eine Traube oder ein Kinderspielzeug, eine Klapper, in der Hand gehalten habe.

Das Motiv ist leicht zu verstehen: Hermes hält den Dionysosknaben auf dem linken Arme; um sich die Last zu erleichtern, stützt er sich mit dem unteren Arm auf einen Baumstumpf. Ein langes, faltenreiches Gewand ist über den Arm geschlagen und verdeckt so den Baum, die Stütze. Das Kind hält sich mit der Rechten an der Schulter des Gottes und streckt die Linke verlangend nach dem Dinge — der Traube oder der Klapper — aus, daß der Gott emporhebt. Hermes beschäftigt sich zwar äußerlich mit dem Kinde — seine Handbewegung scheint ja zu sagen, daß er es necken wolle — er ist aber in seinem Geiste nicht bei ihm. In Sinnen verloren steht er da, sein Blick geht in die Ferne, und ein Schatten von einem Lächeln gleitet über seine jugendlich schönen Züge. Leicht, völlig ungezwungen ist seine Haltung.

Es war die Arbeit von mehreren Künstlergenerationen nötig, ehe diese Freiheit in der ruhigen Bewegung gewonnen wurde, und man kann ihre Ent-

wicklung Schritt für Schritt verfolgen. Die ältesten Statuen, die uns erhalten sind, sind Darstellungen von Jünglingen, meist Apollo genannt. Sie zeigen eine steife Haltung, die Arme fallen gerade herab und sind eng dem Körper angegeschlossen, die geraden Beine sind nur ganz wenig voneinander getrennt, das linke etwas vorgelegt. In der weiteren Entwicklung werden die Glieder gelöst. Die Arme werden beschäftigt, die eine Hand trägt z. B. einen Speer über der Schulter, die Beine sind stärker auseinander gesetzt, und die Last des Körpers ist nicht mehr gleichmäßig auf beide vertheilt, sondern man unterscheidet ein „Standbein“, auf dem der Körper balancirt, und ein „Spielbein“, das ihm als leichte Stütze dient. So steht der Hermes des Praxiteles auf dem rechten Standbein, während das linke leicht gebeugt und frei bewegt ist. Praxiteles aber fügte noch ein neues Motiv hinzu: er ließ den Körper sich anlehnen und gab ihm so einen zweiten Stützpunkt. Der Hermes stützt sich mit dem linken Ellenbogen auf den Baumstamm, sein ganzer Oberkörper neigt sich leicht auf diese Seite hinüber. So tritt die rechte Hüfte in einer leisen Rundung hervor, ein für Praxiteles charakteristisches Motiv. Und um dieser Bewegung des Oberkörpers ein Gegengewicht zu geben, ist das Haupt wieder zur rechten Schulter geneigt; dazu ist der rechte Arm erhoben und somit stark betont. Die ganze Haltung bekommt in dieser Gestaltung einen leichten, graziosen Schwung.

Der unnachahmliche Reiz dieser Bewegung wird durch die Durchführung in Einzelnen nur noch verstärkt. Ueberall sind weiche, fließende Linien, die Konturen sind in einer wunderbaren Harmonie gegeneinander geführt, die das Auge empfindet, wenn es an ihnen hindergleitet. Von derselben Wirkung ist die Modellirung des Körpers. Obwohl von lebhaftem Muskelspiel belebt, zeigt er nirgend eine Härte. Es ist bezeichnend, daß Praxiteles von der vor ihm für freistehende Figuren fast ausschließlich verwendeten Bronze zum Marmor überging; er verstand es, in diesem Material eine Weichheit in der Behandlung der Haut zu erzielen, die jede Neigung unter der Oberfläche des Körpers lebendig widerpiegelt. Nebenbei sei bemerkt, daß die wagerechte Stütze, die von dem oberen Ende des Baumstammes zu dem Körper hinübergeführt ist, um dem Körper rein technisch einen festen Halt zu geben, und die heute etwas befremdlich erscheint, die Griechen nicht im mindesten gestört hat.

Die Statuen des Praxiteles waren, wie die der Griechen überhaupt, bemalt, meist nicht von dem Künstler selbst, sondern von einem ihm befreundeten Maler Nikias. Wir können heute die Art der Bemalung nicht mehr erkennen, nur so viel geht aus einzelnen Nesten hervor, daß sie durchaus nicht naturalistisch war und das natürliche Aussehen des Menschen wiederzugeben suchte. Sie ging vielmehr auf eine rein malerische, ziemlich kräftige Farbwirkung aus.

Auf malerische Wirkung ist auch die Statue sonst in einigen Zügen berechnet. Es ist nicht mehr die herbe, im eigenlichsten Sinne plastisch gedachte Kunst der ersten Blüthe, des Phidias und seiner Schule. Diese fand in der vollendeten Durchführung des Bewegungsmotivs, in der Gestaltung edler Linien ihr Genüge. Den Statuen des Praxiteles ist ein Moment beigegeben, das sie in eine bestimmte Gegend hineinversetzt, ihnen einen gewissen Hintergrund verleiht. Beim Hermes ist es der Baumstamm: man denkt sich, daß der Gott mit dem Knaben auf dem Arm durch den Wald einhergeschritten kam, unter dem Eindruck eines Gedanken stehen bleibend, sich an den Baum gelehnt hat. Dieser Ausdruck des träumerischen Sinnes, der stillen, von allem Lauten und Hestigen sich abwendenden Anmuth ist es, den Praxiteles immer wieder in seinen Bildwerken getroffen hat, in dem zugleich das stille Wesen des Künstlers selbst sich verkörpert.

Der Hermes des Praxiteles ist eines jener Werke, in denen eine Richtung der Kunst, die auf formaler Schönheit beruhende, zu ihrer höchsten Entfaltung gelangt ist.

Die Entstehung der Flussinseln behandelt nach einem Bericht des „Globus“ A. Frauensfelder in einer Dissertation: Selbst wissenschaftliche Abhandlungen, welche von der Bildung der Flussbetten berichten, pflegen sich bei der Entstehung der Flussinseln nicht lange aufzuhalten, ja, es werden veraltete, unrichtige oder wenigstens nicht allgemein gültige Gesetze aufgestellt, wie das, daß die meisten Inseln durch Abbruch von Landzungen im Flusslauf selbst entstünden. Immerhin läßt sich nach der Betrachtung von Karten in hinreichend großem Maßstabe

und auf Grund von allerhand Neuerscheinungen eine Art Schema für die Flussinseln aufstellen; nach der Größe und Lage kann man sie einteilen in große, runde, von Flussarmen umflossene, und in kleinere, längliche, im Flusslauf selbst liegende; nach der Bodenbeschaffenheit und Erhebung vermag man zu unterscheiden felsige, steife, sandige bezw. schlammige Ulande, vielleicht auch solche mit hohen und niedrigen Theilen; nach dem Bestand der Vegetation reden wir von Inseln mit Baumwuchs, mit Weidengebüsch, Gras usw., von unbewachsenen Inseln und solchen, die gleichzeitig Theile mit und ohne Vegetation zeigen. Diese verschiedenen Gruppen können nicht auf dieselbe Art und Weise entstanden sein. Frauensfelder hat seinen Untersuchungen zunächst den Rhein zu Grunde gelegt und zeigt dann, daß bei anderen Flüssen und Strömen im Allgemeinen dieselben Verhältnisse herrschen und daß nur in den Tropen noch andere Vorgänge zur Inselbildung beitragen. Die gewonnenen Resultate sind kurz die folgenden: Inseln entstehen meistens durch die Auschwümmungsthatigkeit des Wassers, sie bestehen aus Geröll, Sand oder Schlamm, oder aus allem gleichzeitig; sie können einen felsigen Kern haben oder nicht; an Stelle der Geschiebe und Sedimente können Treibholz und Pflanzenreste im Allgemeinen treten. Alle diese Gebilde unterliegen fortwährender Veränderung. Ulande werden zweitens durch die ausnagende Thätigkeit des Wassers gebildet. Es bilden sich Schlingen, welche durchbrochen werden, oder es trennen sich sonst Arme vom Fluß und umgeben Stücke Landes, die zu Inseln werden. Diese verändern sich auch, doch langsamer als die der ersten Gruppe. Hierher gehören auch die stehen gebliebenen felsigen und klippen, bald größeren, bald kleineren Reste des vom Fluße durchbrochenen Gesteines. Diese letzteren verändern sich nur im Laufe großer Zeiträume. Endlich beschleunigen Dauerwinde durch Verstärkung des Wasserdruckes und des Wellenschlages in den Konflaven die Schlingenbildung, oder sie führen starke Sandmassen den Flüssen zu und bewirken so indirekt eine Inselbildung. —

Apophismen.

(Aus „Apophismen“. Von P. R. Cosmann. München 1888 bei Carl Hansel.)

Der hält der Mensch alle Spiegel der Welt für falsch, als daß er glaubte, er habe eine krumme Nase.

Mancher glaubt das Volk zu kennen, der es nur dann beobachtet, wenn ihn ein Straßenzeh an's Fenster ruft.

Die schrecklichste Vorstellung für Psychiater (Freiärzte) ist eine Welt ohne Irrsinnige.

Zu glauben, daß Alle, welche den Mount Everest für den höchsten Berg und Goethe für den größten Dichter halten, jenen bestiegen und diesen gelesen hätten, ist naiv.

Beim Besuch von Gesellschaften muß man vor Allem wissen, daß jedes Thier an einer besonderen Stelle gestreichelt sein will.

Leute, die sich in verschiedenen Stockwerken befinden, können nicht zusammen tanzen.

Viele Lehrer bestrafen nicht, sondern rächen sich.

Die paar Fehler, von welchen man frei ist, bei einem Anderen aufzuspüren und sich über ihr Vorkommen zu enträsten, ist ein großes Vergnügen.

Im Alter nicht ausschweifend zu sein, ist ebenso schwer, wie beim Nachtisch Vegetarier zu sein.

Liebe Jeden, aber die Besten nur laß es merken.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.